

ZUHANDEN DES BERNER GROSSRATS  
Jahresbericht 2035 der Kommission zur Abklärung der  
Berner Inzidenz von Suiziden.

Wie Sie wissen, habe ich vor zwei Jahren das Präsidium der «Kommission zur Abklärung der Berner Suizidrate» (KABS) übernommen, ohne vorher überhaupt von deren Existenz zu wissen. Das ist weiter nicht verwunderlich, manifestiert sich ihre Arbeit doch ausschließlich als kleine Tabelle (Suizide geordnet nach Altersgruppen) im Jahresbericht der *gef*<sup>\*</sup>. Die Berner Suizidrate (Suizide pro 100'000 Einwohner) beträgt zurzeit etwa 17. Statistiker, ihres Zeichens Mathematiker, hassen das Wörtchen «etwa». Und da nun sollte die Kommission Abhilfe schaffen. Ich habe die 7813 Dossiers, die sie seit ihrer Gründung 1960 produziert hat, durchgesehen und fühle mich verpflichtet, dem Großrat meine Meinung nochmals – diesmal unverschlüsselt – kundzutun: Die Kommission sollte aufgelöst werden.

Die KABS wurde vor 75 Jahren nach einer heftigen Diskussion im Großrat ins Leben gerufen. Die Gemüter erhitzen sich damals in der Sitzung vom 3. Mai 1960 wegen der kantonalen Sterbestatistik. Das BFS\*\* hatte nämlich publiziert, der Kanton Bern habe von allen Schweizerkantonen die niedrigste Lebenserwartung. Ein Doyen des schon damals über hundert Mitglieder zählenden Großrats meinte am Rednerpult, er schäme sich, in einem unterentwickelten Land zu leben. Ein anderer sprach von Bananenrepublik, weil für Kinder Krankenkassenprämien bezahlt werden müssten; das sei nun die Quittung, und so weiter (das digitalisierte Protokoll können Sie auf <http://admin.be.GRS-600503.ch> nachlesen und selbst versuchen, diese mysteriöse Logik zu verste-

---

\* Gesundheits- und Fürsorgedirektion

\*\* Bundesamt für Statistik

hen.) Ein anderes Votum fand besonders starke Beachtung: Großrat Jürg Binggeli behauptete, dass ohne die Suizide der interkantonale Vergleich völlig anders aussehe; Bern habe eine doppelt so hohe Suizidrate verglichen mit Zürich, Basel oder Genf. Da könne doch etwas nicht stimmen. Zuerst müsse man Gleiches mit Gleichem vergleichen, bevor man von Bananenrepublik spreche, und so weiter. Allerdings versäumte Binggeli zu erklären, wie die Suizidrate die Lebenserwartung beeinflussen sollte; gestorben ist gestorben, unabhängig vom Warum. Eine Großrätin stichelte lachend, Gleiches mit Gleichem vergleichen, könne ja nur Gleichheit ergeben. Als jemand «Frauenlogik» rief (obschon das Votum der Rätin so ziemlich das einzig logische war), schien die Diskussion aus dem Ruder zu laufen. Es gab weitere, immer lautere Zwischenrufer, dann mehrere gleichzeitig, einige stehend und Hände verwerfend, fast so tumultuös wie im Parlament des Erfinderlandes der Demokratie ... Und da – endlich! – da sauste die Faust des Ratspräsidenten (damals Ueli Schneeberger, Exschwingerkönig von Hinterkofen) aufs Präsidentenpult. Alle erstarrten, verstummten, hielten konsterniert inne ... Und da – höre und staune! – da verkündete Schneeberger seine einmalige Glanzidee, die sich schon tausendfach zur Beilegung von Streitereien bewährt hatte: Er schlug vor, eine «Kommission zur Abklärung der Berner Suizidrate» (KABS) ins Leben zu rufen. Nach einer Entkonsternationszeit von rund drei Minuten ging's aber prompt wieder los, zunächst verhalten, dann mutiger, schließlich kühn, crescendo und accelerando: Der Bananenrepublik-Liebhaber höhnte: Noch lieber tiefste Lebenserwartung als höchste Suizidrate; wenn diese publik würde, dann sehe er den Exodus aller Fachkräfte und Schwarz für das Berner BIP. Nochmals rote Köpfe, nochmals unlogisches, dafür umso emotionaler galoppierendes Sapperlottieren.

Und nochmals das Sausen der Schwingerfaust, diesmal mit weniger abruptem Innehalten der hundert parlierenden Parlamentarier. Schneeberger fügte seinem Vorschlag hinzu, die Kommission dürfe ihre Resultate nur für den internen Gebrauch generieren. Man werde dann in kurzer Zeit schon sehen, ob man mit den Resultaten etwas anfangen könne. Der Tourismus dürfe jedenfalls nicht darunter leiden, sonst werde die «Übung» sofort abgebrochen. Nach der Wahl eines Kommissionspräsidenten aus den eigenen Reihen, der sich selbst seine Mitarbeiter zusammensuchen sollte, wurde die Sitzung beendet und das Problem als gelöst betrachtet.

Der dritte Präsident war der letzte, der auch Großrat war. Die späteren rekrutierten sich aus dem Beamtenadel der Gesundheitsdirektion. Die Entfremdung der KAPS vom Parlamentsbetrieb nahm von Jahr zu Jahr stetig zu, die «Übung» indessen wurde nie abgebrochen. Zu offensichtlich war nicht die Suizidrate, sondern der Klimawandel schuld am zusammenbrechenden Tourismus. So hat denn die Kommission nunmehr drei Viertel Jahrhundert überlebt und, aufaddiert, etwas mehr als 467 Mio. € (8 Mio. CHF) gekostet, alleine die Sitzungsgelder, ohne die Spesen und die Drumherumarbeiten, mit denen vor sechs Jahren die Aufstockung des Sekretärinnenetats der Gesundheitsdirektion begründet wurde.

Sehr geehrte Ratspersonen, ich als siebenter Kommissionspräsident musste schon nach meinem ersten Amtsjahr gestehen: Die Kommission ist ein Fiasko. Bereits in meinem Jahresbericht 2034 habe ich versucht Ihnen dies gleichsam «durch die Blume» beizubringen und beantragte die Namensänderung der KABS. Leider entfachte mein Antrag wider Erwarten keinerlei Diskussion. Der Rat winkte ihn blind durch und fortan hieß die KABS «Kommission zur Abklärung der Berner Inzidenz von Suiziden», also KABIS. Der Rat meinen Wink mit

der Zaunblume nicht verstanden. Nun muss ich *volens volens* Klartext reden: Die KABIS ist es im schweizerdeutschen Sinne des Wortes tatsächlich.

Bekanntlich ist der Kanton Bern sehr auf Traditionen bedacht. Darum muss ich meine revolutionäre Idee, den KABIS abzuschaffen, überzeugend begründen. Eines der besten Argumente ist immer das Geld. Dass die Arbeit der Kommission nicht gratis ist, habe ich erwähnt. Bleibt zu zeigen, dass sie nutzlos ist. Nutzlos *und* Kosten verursachend ist ein absolutes No-Go. Jedenfalls in der Schweiz. Unsere moderne Architektur zeugt davon.

Theoretisch wäre eine Suizidstatistik schon etwas politisch Verwertbares. Das Problem liegt bei der Erstellung derselben. Bei der Frage, welche Suizide in die Statistik eingehen sollen und welche nicht, gerät man nämlich schnell in uferloses Wenn und Aber. Oder gar in Weltanschauliches. Sollen nur «geglückte» Suizide – verzeihen Sie die unpassende Formulierung! – oder auch Suizid-*Versuche* gezählt werden? Andererseits: Welche «erfolgreichen» waren ursprünglich nicht ernst gemeint, sondern lediglich eine in die Unfallstatistik gehörende Panne anlässlich einer Suiziddrohung? Und die legalisierte Euthanasie? Wollen wir sie bei den legalisierten Tötungen oder bei den Suiziden mitzählen?

Wir wissen aus den Statistiken, dass bei rund zwanzig Prozent der Suizide eine oder mehrere verbale oder konkrete Suiziddrohungen vorausgegangen sind. Und der Motorradfahrer, der in einer Stimmung von Trotz und Verzweiflung mit selbstmörderischer Geschwindigkeit in die Kurve liegt, ausrutscht und tot liegen bleibt, ist er in die Statistik aufzunehmen? Und der Kettenraucher, der wegen Ehezwists nach drei Monaten Abstinenz rückfällig wird mit dem Argument: «Ist doch scheißegal, ob ich verrecke. Mir soll's recht sein!» und ein Monat später an einem Herzinfarkt stirbt? Ja, es werden Leute

kommen und vorschlagen, alle Stimmbürger, die für Atomkraftwerke plädieren, als Selbstmordattentäter zu bezeichnen. Die Suizidrate des Kantons Bern ist unergründlich! Die von Deutschland im Jahr 1941 war leichter schätzbar, lag vermutlich zwischen sechs- und siebenhundert. Wer schuld war an dieser exorbitanten Rate, ob ein Wilhelm, und wenn ja, welcher (II. oder vielleicht schon I.) ist eine andere Frage. Jedenfalls nicht der von Bürglen. – In diesem Zusammenhang scheint erwähnenswert, dass Arnold Wagner, dem Versicherungsmathematiker in unserer Kommission, historisch ein statistischer Zusammenhang zwischen Mord- und Selbstmordrate aufgefallen ist (übrigens auch zwischen Legalisierung der Euthanasie und der Mordfrequenz).

Verehrte Großratsmitglieder! Wie viele Mitbürger halten das Leben in unserem schönen Land für so unerträglich, dass sie es in Richtung Nirwana, Hades, oder wie immer man das Jenseits nennen will, freiwillig verlassen wollen? – *Freiwillig* wollen? Willensfreiheit – eine schwammig-philosophische Annahme mehr im kühnen Unterfangen, die Inzidenz von Suiziden zu ermitteln! Und was sagt die Inzidenz von 17.5 pro hunderttausend Einwohner und Jahr aus? Warum sind 70% davon Männer? Ist die Inzidenz ein Index dafür, wie wohl oder unwohl sich Herr und Frau Berner fühlen? – Naives Ansinnen, solche Fragen beantworten zu wollen! Verteilt man Waffen, dann steigt die Suizidrate. Das wissen wir. Steigt damit auch der durchschnittliche Lebensüberdruß? Baut man Auffangnetze an Abgründen, dann sinkt die Suizidrate. Sinkt damit auch die durchschnittliche Lebensmüdigkeit? Gelegenheit macht Diebe, heißt es. – Sie macht auch Selbstmörder.

*Unnatürliche Todesfälle* sind solche, die durch Unfall oder Verbrechen oder Suizid verursacht wurden. Diese Dreiteilung ist möglich, weil Suizide zurzeit nicht als

Verbrechen qualifiziert werden (obschon durch ihn andern viel Leid angetan wird!). Die KABIS hat ausschließlich jene Fälle begutachtet, die von der Kripo *und* der Gerichtsmedizin als «Unfall, vermutlich Suizid» eingestuft wurden. Alle fraglichen Suizide von *Vermissten* und alle Suizidversuche, die nur dank medizinischer Intervention nicht tödlich verliefen, wurden folglich nicht als Suizide in unsere Statistik aufgenommen.

An jedem ersten Donnerstag im Monat findet eine Kommissionssitzung statt, während welcher neue Fälle von «fraglichem Suizid» zur Begutachtung an die Kommissionsmitglieder verteilt werden. Die Dauer, bis eine Beurteilung bei mir eintrifft, ist unterschiedlich. Manche Fälle können in zwei Wochen abgeschlossen werden, andere benötigen Monate. In den Sitzungen werden die Ergebnisse vom KABIS-Mitglied, das den Fall zugeteilt bekommen hat, vorgestellt. Besonders schwierige Fragen werden gemeinsam diskutiert. Eine eindeutige Antwort, ob Suizid vorliegt oder nicht, ist selten möglich. Ich muss dann für die Statistik die Entscheidung treffen. Manchmal vertage ich meinen Richterspruch und werfe zuhause eine Münze: Zahl für Suizid, Kopf für Unfall.

Natürlich ist es unmöglich, Ihnen, verehrte Grossratsmitglieder, alle Dossiers vorzulegen, die zu einem Münzenwurf geführt haben. Ich habe nur zwei herausgegriffen, deren Autoren ganz explizit die Aufgabe der KABIS für unerfüllbar hielten. Der eine Fall ist vor einigen Monaten in meiner Amtszeit aufgetreten, der andere datiert ins Jahr 1975. Beide schildern überzeugend, warum es ganz prinzipiell falsch ist, von unserer Kommission politisch verwertbare Aussagen zu erwarten.

Peer Gottschalk  
Präsident KABIS

FALL 35-113.

Begutachtet von Kommissionsmitglied W. N.

Bern, 14. November 2035

1.

Herr Kommissionspräsident!

Beiliegend erhalten Sie mein Gutachten betreffend Fall 35-113. Es ist nicht ganz so sachlich, wie es sein sollte. Die Abteilung *Psychohygiene* der Gesundheitsdirektion wird Zeter und Mordio schreien, weil darin meine Ansicht, die KABIS müsse aufgelöst werden, deutlich zum Ausdruck kommt. Im Interesse der Steuerzahler aber fühle ich mich verpflichtet, ohne Umschweife zu sagen: Eine Suizidrate *kann* nicht ermittelt werden. Nur der Himmel kennt sie.

Herr Präsident! Den Vorspann, den Sie soeben gelesen haben, kopierte ich aus dem Fall 76-113, der von meinem Vorvorgänger bearbeitet wurde. Er passt fast zu jedem Fall. Darum schließe ich mich der Meinung meines Vorvorgängers an: Die KABIS sollte aufgelöst werden.

---

Zusammenfassung des  
gerichtsmedizinischen Berichts Nr. 2035-376

Am Montag 16. April 2035 telefonierte der Wirt des Restaurants *Du Pont* der Polizei Meiringen. Ein englischer Tourist hatte bei der ersten Brücke unterhalb der Aareschlucht, als er ein Foto des Schluchtausgangs knipsen wollte, eine Leiche gesichtet. Sie war an einem Pfeiler hängen geblieben. Sie konnte von der Polizei sofort identifiziert werden: Pekata An-

deralp, geboren 1. 2. 2020, wohnhaft an der alten Sustenstraße Nr. 102 zwischen Innertkirchen und Wiler, einziges Kind des Ehepaars Marlies und Eugen Anderalp. Das Mädchen stürzte zwischen 14. und 15. April in die Aare. Der Zustand der Leiche machte den 14. April wahrscheinlicher. Der genaue Zeitpunkt bleibt ungewiss. Es gab keine Hinweise für oder gegen Gewalteinwirkung vor dem Tod durch Ertrinken; den Hämatomen nach zu schließen, sind die multiplen Frakturen am Schädel, an Gliedern und Rippen ausnahmslos nach Eintritt des Todes aufgetreten. Die Frakturen sind alle damit erklärbar, dass die Leiche vom Wildwasser durch die Schlucht gespült wurde.

Die rasche Identifikation der Toten war leicht, da Herr und Frau Anderalp (Achtung! *Anderalp*, nicht *Abplanalp*, von denen es im Haslital wimmelt) am Samstag 14. April zusammen spät abends aufgeregt auf dem Polizeiposten Innertkirchen erschienen, um Pekata als vermisst zu melden. Polizist Hugo Abplanalp, der Nachtdienst hatte, füllte die Formulare aus, beruhigte vorschriftsgemäß die Eltern und erklärte, bei pubertierenden Jugendlichen werde erst nach drei Tagen eine Vermisstmeldung veröffentlicht, – wenn es dann überhaupt noch nötig sei; die Mehrzahl (genauer: 82%) der vermissten Kinder zwischen zwölf und sechzehn würden nämlich innerhalb von drei Tagen wieder auftauchen, sei es zuhause oder bei einer Tante, einem ehemaligen Lehrer, vor der Haustür eines angehimmelten Sängers oder bei sonst einer Person ihres Vertrauens in erreichbarer Nähe. Leider war das bei Pekata nicht der Fall.

Ich sammelte, wie ich es im Einführungskurs in der ersten Woche nach Stellenantritt vor zwei Jahren gelernt habe, zunächst physikalische Argumente gegen oder für



einen Suizid, obschon dies eigentlich Sache der Kriminalpolizei ist. Sie blieb zusammen mit einem ebenfalls gebrochenen, drei Meter langen, armdicken Tannenast am Pfeiler der Brücke beim Gasthof *Du Pont* hängen, und zwar an dem Pfeiler, der dem rechten Ufer am nächsten steht. Laut *Du-Pont*-Wirt ist es nicht ungewöhnlich, dass sich an diesem Pfeiler Treibholz verfängt. An den andern beobachtet man dies selten. Es gibt aber nur auf der rechtsufrigen Bergflanke Tannen, deren Äste in die Schlucht fallen können. Die Annahme liegt also nahe, dass Peggy über die rechtsufrige, nördliche Felswand in die Aare gestürzt ist. Dagegen spricht allerdings, dass dieser Zugang zum Schluchtrand durch einen starken, zwei Meter hohen Zaun abgesichert ist, nicht so sehr um Touristen vor Unfällen zu schützen – der Zutritt ins Einzugsgebiet des Wyssenflüebachs ist verboten – sondern um die in diesem Wald ausgewilderten Wisente vor einem Sturz zu bewahren.

Man kann allerdings auch die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass Peggy auf der Flussstrecke zwischen Innertkirchen und der Schlucht in die Aare gefallen ist. Oder sich in die Fluten gestürzt hat. Wie dem auch sei. Meine Untersuchungen vor Ort waren zwar recht ergiebig. Indes, welchen Schluss man aus ihnen ziehen soll, will, kann oder darf, überlasse ich gerne den Kollegen der KABIS. Oder Ihnen, Herr Präsident. *Sie* entscheiden.

An einem Mai verstrahlenden Mittwochnachmittag fuhr ich mit dem Dienstwagen nach Innertkirchen. Wolken Schatten spielten auf dem Thunersee mit Saphir und Smaragd. Die Kirschbäume hatten ihre Brautkleider schon an die Apfelbäume weitergegeben, die ihnen einen Rosaschimmer befügten. Das Erröten beim Bedenken der Frucht? Die Luft war honigduftgeschwängert und

weckte Frühlingslust. In den Tunnels, von denen es leider viel zu viele gibt, las ich die *Swissnews*. Es gab nur wenige Verkehrsstockungen, die den Bildschirm verwickelten. Glücklicherweise gehöre ich nicht zu den Leuten, die auf *Voice* schalten müssen, weil ihnen beim Lesen im Auto angeblich (Legasthenikerausrede?) übel wird. Nach der Ausfahrt *Top-of-Europe/Interlaken* war die Fahrt flüssig, die Frequenz des Motorensommens eine halbe Stunde so konstant und die *Swissnews* so langweilig, dass ich einnickte.

Aber dann! Ohne Vorwarnung Stau vor der Großbaustelle *Schattenhalb*. Die *Voice*: «Bitte haben Sie Geduld. Die Strecke ist für zweiunddreißig Minuten gesperrt.» Ich hätte es wissen müssen! Seit bald zwei Jahren redet man von der Planung, von Varianten, von Heimatschutz und, und, und ... Hier aber wurde nicht diskutiert; hier wurde gebaut! Auch am 1. Mai, seit dieser Feiertag zugunsten des Fastenbrechens nach dem Ramadan abgeschafft wurde. Bei *Schattenhalb* wird aber nicht nur gearbeitet. Es wird auch gewartet. Monoton alle fünf Minuten die Computerstimme, freundlich aber mitleidlos: «Bitte haben Sie etwas Geduld. Die Strecke ist für zwanzig Minuten gesperrt. Falls Sie eine großräumige Deviation wünschen, drücken Sie die Taste **D**.» Ich wusste natürlich, dass **D** nichts bringen würde. Ich drückte aus purer Langeweile. Die beiden Vorschläge lauteten wie erwartet: «Zurück nach Thun, übers Emmental nach Luzern, auf die Gotthard-Nordrampe bis Wassen und über den Sustenpass nach Innertkirchen, Zeitgewinn minus dreieinhalb Stunden. Alternativ: zurück bis Spiez, von dort nach Kandersteg und durchs Lötschbergtunnel ins Oberwallis, von dort über den Grimsel ins Haslital; Zeitgewinn minus dreidreiviertel Stunden.» Ich lachte, vertrieb mir die Zeit mit Gucken der Sportnachrichten und schwor, nie

mehr irgendwohin zu fahren, ohne das Straßenbulletin abzuhören, und überhaupt: Meine Recherchen telefonisch zu erledigen und Innertkirchen zu meiden, bis die Bauerei beendet wäre, was angeblich im September der Fall sein sollte.

Der Stau sei drei Kilometer lang, wusste das Radio. «Bitte haben Sie etwas Geduld.» *Etwas* war gut! Die Strecke sei für achtzehn Minuten gesperrt. Fünf Minuten später: «... für fünfunddreißig Minuten gesperrt», fünf Minuten später: «... für vierzig ...» – kurz darauf im Sturzflug: «... für fünfzehn ... für sechs ...» (genau wie die blödsinnigen Downloadbalken, die anfangs Jahrtausend die Menschheit narreten!). Keine sechs, sondern knapp zwei Minuten nach der letzten Fehlprognose sprang der Motor an und die Kolonne setzte sich träg in Bewegung. Nach einem Kilometer setzte die Automatik aus und forderte menschliche Hilfe. Ich beglückwünschte mich. Ich durfte das Steuer in die Hand nehmen, doch immer noch der schönste Zeitvertreib beim Autofahren.

Pardon, Herr Präsident! Ich bin abgeschweift. Aber vielleicht hat meine Reiseschilderung doch mehr mit dem Fall zu tun, als man zunächst denkt. Viel Kurven, viel Warten, viel Geduld. Oder nehmen Sie es als Reisetipp für den Fall, dass Sie selbst, Herr Präsident, einmal nach Innertkirchen fahren wollen oder müssen.

Zuerst besuchte ich Pekatas Eltern, wo ich mich eine Woche zuvor telefonisch angemeldet hatte. Anderalps Haus an der *Alten Sustenstraße 102* wurde schätzungsweise in den Fünfzigern erbaut: Maisgelber, grobkörniger Verputz, Satteldach, Hochparterre ohne Gartenausgang. Architektur zum Gähnen. Ich parkierte mein Fahrzeug auf der Rampe zur Kellergarage. Eine vierstufige Betontreppe führte zu einem überdachten Absatz vor der Haustür, in die ein gelbliches Ornamentglasfensterchen eingelassen war. Ich klingelte. Frau Anderalp öffnete unverzüglich. Zweifellos hatte sie hinter einer Gardine beobachtet, wie ich den Dienstwagen vor dem Garagentor geparkt hatte, und dann hinter der Haustüre mein Klingeln abgewartet. Der erste Eindruck war der einer traurigen, sanftmütig-gefassten Frau. Sie begrüßte mich mit Händedruck, flüsterte meinen Namen und führte mich durch eine dunkle Diele in ihre bieder eingerichtete Stube: Ikeamöbel, wie sie um die Jahrhundertwende als chic galten. Altertümlich, doch zu billig für Antiquitätenhändler. Japanische Bodensessel, wie man sie heute überall sieht, fehlten. Und nirgends nahöstliche Schnörkellust, die seit der Völkerwanderung in den Teenies unseres Jahrhunderts Mode geworden ist. An den Wänden grauenhaft kubistische Originale. Nur der anhaltende Schmerz, der das kleine Haus erfüllte und gleichsam mit Händen zu greifen war, stimmte mein Ästhetikerherz versöhnlich. Es konvertierte Hässlichkeit zu Gram. Alle Räume und ihre Bewohner seufzten Trauer: Auch das welke Wiesenblumensträußchen auf dem Fenstersims, zukunftslos in einem Marmeladenglas, zu einem Drittel gefüllt mit eingedicktem, trüb stinkendem Wasser. Auf der Anrichte aus weiß gestrichenen Holzfasertafeln eine angeschimmelte, vereinsamte Orange in einer Früchte-

schale aus hellblauem Glas. Der einst gewiss gewissenhaft sauber gebohnerte Boden war mit einem Hauch Staub belegt, der, im Gegenlicht des Fensters betrachtet, eine Schlarpen-Spur zur Küche sichtbar machte. Von Unordnung aber keine Rede. Nur trauergelähmte Vernachlässigung, erstarrter Kummer. An der Wand über der Anrichte ein Kleeimitat, wie man es nur noch in kunsthistorische Museen als Kuriositäten belächelt, als Erinnerung an die merkwürdige Überschätzung des Dilettantismus im letzten Jahrhundert. Trauriger Spiegeleiergeruch, nicht *Zeitmangels* wegen, nein, trostloser *Zeit-erstarrung* wegen.

Herr Eugen Anderalp, Jahrgang 1980, ein etwas unter-setzter, ruhiger Mann stand in der Mitte des Raumes. Höflich wie seine Frau drückte auch er ganz kraftlos meine Hand, doch ohne meinen Namen zu murmeln. Sein bergsteigerbraun gebranntes Gesicht passte schlecht zu den Augen, blau wie die Früchteschale hinter ihm. Ein irritierendes, haselnussgroßes Loch in der Mitte seines Kinns wäre auch ohne die Tatsache, dass Bärte Mode waren, Grund gewesen, sich nicht zu rasieren; Herr Anderalp aber *war* rasiert, wenn auch seiner düsteren Wehmut entsprechend schlecht. Schlechter als sein Vater und sein Großvater, beide in der hinteren Personenreihe auf dem silbergerahmten Hochzeitsfoto an der Stubenwand. Ich erwähne das zur Illustration seiner bedächtigen Bodenständigkeit. Er hat sich nie auf modische Haartrachten eingelassen und über dreißig Jahren treu und zuverlässig als Maschinenmonteur beim KWO\* gearbeitet. Das erzählte er, noch bevor wir auf Pekata zu sprechen kamen. Im Übrigen wirkte er verschlossener (oder trauriger?) als seine Gattin, Frau Marlies Anderalp, Jahrgang 83. Oder einfach zurückhaltender? Zurückhaltend wie

---

\*Kraftwerk Oberhasli

die Staumauern der KWO? Seine Fingernägel und einige Schründen an den Daumen waren schmierölschwarz. Offensichtlich sitzt er nicht in Büros herum, dachte ich, generiert nicht wie ich unnütze Dokumente für Schubladen. Er arbeitet. – Was aber, wenn die Mauern brechen?